

Das Haustier

Erzählung von Franz Hohler

Ich habe – ich schreibe ich, nicht weil ich mich meine, sondern weil ich nicht schreiben will, es war einmal jemand, der war so und so alt und so und so groß und hatte die und die Eigenschaften – ich habe ein Haustier.

Ich verspürte eines Tages das Bedürfnis, daß ich sehr allein bin, etwas um mich zu haben, das lebt, ein Wesen, das mir am Morgen nachschauen würde, wenn ich wegging, und auf und ab hüpfen würde, wenn ich am Abend nach Hause käme. Als dieses Bedürfnis mehrere Tage anhielt, beschloß ich, ihm nachzugeben, und suchte eine Tierhandlung auf.

Von Anfang an richtete ich mein Augenmerk auf etwas Pelziges, doch fand ich nicht leicht ein Tier, das meinen unbestimmten, aber doch genauen Vorstellungen entsprach. Die Schwierigkeit war, daß ich nicht sagen konnte, was ich eigentlich wollte, ich sah nur, daß ich die Tiere, die ausgestellt waren, nicht wollte. Ein Hamster zum Beispiel wäre zwar interessant gewesen, doch befürchtete ich, er würde kaum persönliche Notiz von mir nehmen, auch Meerschweinchen und weiße Mäuse waren mir aus diesem Grunde wenig sympathisch, bei den letzteren stieß mich auch die Geschäftigkeit ab, in der ich keinen Sinn sah. Ein Hund hingegen hätte mir zuviel abverlangt, und einer Katze hätte ich wieder jede Abwesenheit übelgenommen. Das Zwerkgänzchen, das in der Handlung angeboten wurde, wäre vielleicht so etwas gewesen, wie ich mir vorstellte, aber dann störte mich plötzlich das durch Zucht Herabgeminderte, hinter dem ich auch eine Verzweigung seiner Emotionen vermutete. Ein Äffchen schien mir so voller Bewegungsdrang, daß ich es nicht hätte einsperren mögen, und damit war die Auswahl an pelzigen Tieren erschöpft.

Ich fragte den Händler nochmals, und da holte er aus dem Hintergemach des Ladens einen Käfig, in dem ein kleiner Pelzklumpen neben einem Futternapf in einer Ecke lag. Sogleich wußte ich, daß ich dieses Tier haben wollte. Der Händler sagte, es sei eben erst aus Malaya eingetroffen, und da die Lieferpapiere unterwegs verlorengegangen seien, wisse er nicht einmal, wie es heiße, vermutlich etwas

wie ein Faultier oder eine Beutelratte, es habe sich bisher nicht aufgerollt, auch möchte er es noch eine Weile bei sich behalten.

Der Preis, den ich ihm bot, war aber so hoch, daß er augenblicklich in den Verkauf einwilligte. Er gab mir einige Ratschläge bezüglich des Futters, es war etwa das, was man einem Affen geben würde, Früchte, spanische Nüßchen, jeden Tag frisches Wasser und eine Mischung aus vitaminisierten Körnern, von der ich einen Sack mitnahm. Ich kaufte noch eine Veilchenwurzel für die Zähne dazu, dann verließ ich den Laden und trug den Käfig, der ziemlich groß war, zu mir nach Hause, wo ich ihn auf eine Kommode stellte.

Ich setzte mich vor den Käfig und wartete eine Stunde oder zwei, aber der Pelzklumpen bewegte sich nicht, ich konnte nicht einmal sehen, ob er atmete. Als ich aber die Finger durch das Gitter streckte und sein Fell berührte, war es warm.

Ich legte ihm nun die Hälfte einer geschälten Banane hinein, dazu einen zerkleinerten Apfel und einige Vitaminkörner, füllte seinen Napf mit frischem Wasser und entfernte mich aus der Wohnung. Als ich am späten Abend zurückkam und Licht machte, sah ich, daß das Essen noch genauso dalag, wie ich es hingestellt hatte, aber das Wasser war ausgetrunken.

Am andern Morgen lag das Tier immer noch in der Ecke des Käfigs und hatte nichts vom Futter genommen. Da die Banane und der Apfel braun geworden waren, nahm ich sie heraus, ersetzte sie durch neue und füllte den Wassertopf wieder auf. Am Abend, als ich zurückkam, war die Nahrung unberührt, der Napf jedoch leer, und unter dem Pelz schaute jetzt eine Pfote hervor. Diese Pfote war zwar eher eine Hand, sie bestand aus fünf schwarzen, runzlichen, leicht behaarten Fingern, die, soviel ich sah, außerordentlich scharfe Nägel hatten. Also doch ein Affe, dachte ich. Dann berührte ich die Hand mit der Fingerspitze, da zog sie sich sogleich unter den Pelz zurück.

Das Tier schien überhaupt kein Essen zu brauchen, es trank nur immer seinen Napf leer, zweimal am Tag, und es ging sehr lange, bis ich mehr als einzelne Teile von ihm zu sehen bekam. Das nächste nach der kleinen Hand war ein Schwanz, der plötzlich zum Käfig heraushing und über dessen Länge ich mich wunderte. Als ich ihn berührte, schien er

mir schlaff und unmuskulös, jedenfalls war es kaum denkbar, daß sich das Tier damit an einem Ast festwickeln konnte. Auch erstaunte mich die Quaste des Schwanzes. Sobald ich jedoch ein bißchen daran zupfte, verschwand der Schwanz wieder unter den Pelz.

Ich nahm nun an, daß es sich entweder um ein Faultier oder eine Meerkatzenart handelte, bis ich eines Morgens einen Fuß sah. Dieser Fuß, der da unter dem Pelz hervorschaute, da war gar kein Zweifel möglich, dieser Fuß war ein Huf, und der Huf war in der Mitte gespalten. Ich schaute im Lexikon nach und fand, daß das bei den sogenannten Paarhufern der Fall ist – mein Haustier mußte demnach zur Familie der Kamele, Hirsche oder Giraffen gehören. Das einzige, was ich mir denken konnte, war, daß es vielleicht eine ganz kleine Zwergziege sein könnte, aber dann war mir die Hand nicht verständlich, die ich doch genau gesehen hatte. Im Lexikon stand weiter: mehrere ausgestorbene Gruppen. Vielleicht, dachte ich, vielleicht habe ich da zufällig ein Tier, das eigentlich ausgestorben ist. Der Gedanke freute mich, und ich hatte jetzt auch eine Erklärung für die Tatsache, daß das Tier ohne Essen leben konnte, das Lexikon gab nämlich an, daß Paarhufer Wiederkäuer sind. Offenbar handelte es sich also um eine ausgestorbene Art eines Paarhufers mit einer unheimlich langen Wiederkäuerzeit.

Diese Vermutungen waren alle falsch. Welcher Art mein Haustier war, erfuhr ich, als ich an einem Sonntagmorgen mein Radio laufen ließ. Eine festtäglich wirkende Musik für Streicher war soeben zu Ende gegangen, und der Sprecher kündigte die Übertragung eines katholischen Festgottesdienstes an. Bei dieser Ansage kam ein krächzender Schrei aus dem Käfig, ich drehte mich um, da sah ich, daß das Haustier aufgesprungen war und sich mit beiden Händen an die Gitter klammerte, und jetzt erkannte ich, daß es ein Teufel war.

Sofort stellte ich den Apparat ab und sprach dem Tier beruhigend zu. Ich bemerkte, daß jedes einzelne Haar steif aufgerichtet war und daß es am ganzen Körper zitterte. Seine Augen starrten verängstigt in die Richtung, aus der die Töne gekommen waren, und es schien mir sogar, als enthielte sein Blick nicht nur Furcht, sondern auch Haß. Gleichzeitig stellte ich fest, daß das Tier auf der Stirn zwei kleine

Hörner hatte, daß es also ein richtiger Teufel war.

Im Verlaufe des Tages, während sich das Tier langsam wieder beruhigte und, den Kopf an die Veilchenwurzel geneigt, zum Käfig hinausschaute, überlegte ich mir, was ich tun sollte. Es kam mir nichts in den Sinn, keine Maßnahmen, und ich wollte auch nichts tun, ich hatte nichts dagegen, einen Teufel als Haustier zu haben, und ich nahm mir vor, genau so weiterzuleben wie bisher.

Die Veränderungen stellten sich erst allmählich ein. Als erstes fiel mir auf, daß der Teufel, wenn er nicht zusammengerollt dalag, keine Stellung finden konnte, in der es ihm behaglich war, seine Figur schien eher zum Aufrechtgehen gemacht, und es wirkte unnatürlich, wenn er sich wie ein Hund hinlegte, andererseits gelang es ihm auch nicht, richtig zu sitzen und die Hände um die Knie zu schlingen. Ich baute ihm einen kleinen Stuhl, auf den er sich nun häufig in einer Art Damenhaltung setzte, beide Beine auf derselben Seite.

Trotzdem schien er noch nicht ganz zufrieden, und so kam ich auf die Idee, ihm eine Hängematte zu machen, die ich zwischen den Stäben befestigte. Davon war er begeistert, oft lag er den ganzen Tag darin und schaukelte sich hin und her, bald kam er auch darauf, daß er mit dem Schwanz bis in den Futternapf reichte, so tauchte er, wenn er Durst hatte, die Quaste ins Wasser, schwang sie dann zu sich hinauf und schleckte sie ab.

Bisher hatte er außer dem Wasser nichts zu sich genommen, aber nun fing er an, mir auf eine Art beim Essen zuzuschauen, die mir unangenehm war. Er sprang von seiner Hängematte, stellte sich aufrecht ans Gitter und hielt sich mit seinen Händen daran – so schaute er unablässig auf meinen Teller. Ich spürte seine Blicke in meinem Rücken und versuchte zuerst, da ich mich belästigt fühlte, so zu essen, daß ich ihm zugewandt war, aber nun war mir sein Blick noch unerträglicher. Dann iß halt auch, sagte ich zu ihm und hielt ihm eine Nudel hin. Er drehte nur kurz den Kopf weg und schaute dann wieder zu mir. Da schnitt ich ihm ein Stück meines Koteletts ab und bot es ihm an. Sofort packte er es und schob es in seinen Mund. Er kaute es sehr schnell und schluckte es dann hinunter. Ich

gab ihm noch ein Stück, mit dem er auf dieselbe Weise verfuhr. Zuletzt legte ich ihm durch das Türchen den übriggebliebenen Knochen hinein, den er zu meiner Überraschung nicht abnagte, sondern in kurzer Zeit ganz auffraß. Als er sah, daß auch ich fertig gegessen hatte, legte er sich wieder in seine Hängematte und schaukelte sich hin und her.

Jetzt, da ich wußte, daß der Teufel auch aß, versuchte ich ihm alle möglichen Speisen zu offerieren, aber er wollte nur Fleisch. Nicht einmal Fisch nahm er an, und wenn ich versuchte, ihm etwas Billiges zu füttern, Kutteln etwa oder ein Hühnerherz, dann drehte er bloß den Kopf auf die Seite, manchmal fauchte er auch dazu. Es mußte gutes Fleisch sein, dasselbe, das auch ich aß, und er wollte es nicht roh, sondern gebraten. Bald wurde er so aufdringlich, daß ich ihm immer ein ganzes Stück geben mußte, ich fing also an, für zwei einzukaufen, und der Metzger lächelte, wenn er mir die Stücke schnitt.

Nun muß ich etwas erwähnen, das nicht sehr appetitlich ist, aber es spielte für mich eine große Rolle. Solange der Teufel mit Wasser zufrieden gewesen war, hatte ich nie irgendwelche Exkreme gesehen, nicht einmal Urin, sein Körper hatte offenbar alles bis zum letzten Tropfen verarbeitet. Seit er aber aß, begann er kleine Haufen zu scheißen, die fast flüssig waren, wie von jemandem, der Durchfall hat. Wenn er seinen Kot herauspreßte, rann ihm immer ein Teil davon an den Beinen entlang hinunter und verkrustete. Dieser Kot verbreitete einen widerlichen Geruch, so daß ich jeden Abend den ganzen Käfig putzen mußte und auch die Beine des Teufels mit einem Lappen reinigte, den ich zuvor in Spiritus tauchte. Besonders ekelte mich, daß er seinen Kot immer in den Wassernapf abgab, so daß ich jedesmal auch den Napf von Grund auf reinigen mußte, öfters pißte er mit offensichtlichem Genuß zwischen den Stäben des Käfigs hinaus, wodurch ich gezwungen war, die ganze Kommode, auf der er stand, mit Plastik zu bedecken.

Dies alles gab sehr viel Arbeit, zudem begann sich der Gestank allmählich einzunisten und verflüchtigte sich auch nach der täglichen Reinigung nicht mehr ganz. Ich erwog, ob ich den Teufel etwa vor das Fenster hängen sollte, aber mir war aufgefallen, daß er schon mit

den Zähnen zu klappern begann, wenn ich nur eine Viertelstunde lüftete, er schien also ausgesprochen wärmeliebend zu sein.

Wenn ich ihm jeweils seine Beine säuberte, eine Handlung, die er sehr gern geschehen ließ, durfte er nachher noch etwas in der Wohnung herumlaufen. Er bewegte sich nicht sehr geschickt, ging aufrecht auf seinen zwei Beinen, und wenn er etwas betrachten wollte, das in der Höhe lag, mußte ich ihn hinaufheben, er pflegte dann mit seinem Kopf nach oben zu deuten und dazu kurz zu husten. Das erstmal hob ich ihn vor meinem Büchergestell hoch, wo er das oberste Regal sehen wollte. Dort zerrte er sofort ein Buch heraus, warf es auf den Boden, sprang von oben hinunter und trampelte mit zornigem Geheul darauf herum, bis es zerfetzt war. Dieses Buch war die Bibel.

Seine Abneigung gegen alles, was mit Religion zusammenhing, wurde nun von Tag zu Tag deutlicher. So wollte er einmal ein Landschaftsbild ansehen, das bei mir im Korridor hing, und nachdem ich ihn hinaufgehoben hatte, zertrümmerte er mit seinem scharfen Huftritt das Glas des Wechselrahmens und schränzte mit seinen Klauen einen Kirchturm heraus, der so weit hinten am Horizont gemalt war, daß er mir vorher noch gar nie aufgefallen war.

Am schwierigsten war er an Sonntagen zu haben. Jedesmal, wenn die Glocken zum Kirchgang läuteten, begann der Teufel zu wimmern, hockte sich in eine Ecke des Käfigs und schaute mich so traurig und verzweifelt an, daß ich mich mit seinem Schmerz beschäftigen mußte. Anfangs wußte ich nicht, was tun. Ich schloß die Fensterläden und die Fenster, zog die Vorhänge, so daß man das Geläute nur noch gedämpft hörte, aber der Teufel schaute genau so erbärmlich drein. Ich zeigte ihm das Kalbfleisch, das ich ihm für den Mittag zugeschneidert hatte, aber er blickte mich fast beleidigt an. Ich begann so laut zu singen, daß man die Glocken nicht mehr hörte, aber es nützte nichts. Meistens gab ich dann meine Versuche wieder auf, nur war es mir nicht mehr möglich, mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Einmal wurde ich so wütend, daß ich die Läden mit einem Fluch wieder aufriss und die Fenster offenstehen ließ. Da war der Teufel sofort ruhig und

schaute mich mit einem dankbaren Blick an. Daraufhin verbrachte ich einen ungestörten Sonntag, und als ihn gegen Abend wieder die Glocken zu quälen begannen, fluchte ich noch einmal hörbar, und er beruhigte sich.

Nun wurde er aber immer anspruchsvoller, und bald konnte ich ihn nur noch trösten, indem ich ihm während des Läutens die Hand hielt, die er zum Käfig hinausstreckte, und leise, aber eindringlich vor mich her fluchte. Setzte ich einmal aus, wurde er sogleich wieder weinerlich, und ging ich gar vom Käfig weg, brach er in eine Art Schluchzen aus, das seinen ganzen Körper schüttelte. Obwohl ich nicht religiös bin, setzte mir das ständige Fluchen an den Sonntagen mit der Zeit zu. Dennoch habe ich es bis heute nicht fertiggebracht, den Teufel an einem Sonntag allein zu lassen, weil ich mir beim Gedanken, daß er dann den ganzen Tag heulend und elend in seinem Käfig verbringen müßte, als Unmensch vorkomme.

Aber das ist nicht mein größtes Problem. Am meisten beschäftigt mich gegenwärtig die Frage, wie ich den Geruch aus der Wohnung wegbringe. Nachdem es mir mit den gängigen Sprühmitteln nicht gelungen ist, bin ich Kunde von Homöopathen und Reformhäusern geworden, jetzt zum Beispiel hängen überall Säcklein mit ungedüngten getrockneten Jasminblüten, die ich jeden Tag mit einem anthroposophischen Lavendelöl überträufle. Mit Erschrecken habe ich aber bemerkt, daß der Geruch des Teufels seit kurzem an mir selbst haftet, wenn ich es auch erst bei besonderen Gelegenheiten feststelle, wie wenn mir Schweiß aus den Achselhöhlen tritt. Ich sehe jedoch voraus, daß es nicht mehr lange dauern kann, bis auch ich so riechen werde wie mein Teufel. Dieser Geruch ist nicht etwa ländlich, stallähnlich, sonst könnte ich, damit man ihn meinem Wohnort zuschreibe, in ein Bauernhaus umziehen, sondern er ist eine fast nicht zu beschreibende Mischung aus etwas Ätzendem wie von brennendem Kehricht, etwas Fauligem wie von abgestandenem Blumenwasser und etwas Atemverschlagendem wie von verwesenden Kadavern – wer so riecht, kann nicht mehr unter die Leute, er darf sich in keinen Laden wagen, keine Wirtschaft und kein Postbüro, von seinem Arbeitsplatz ganz zu schweigen.

Wer mir so weit gefolgt ist, wird mir nun den Rat geben, und das wäre auch nach allen Regeln der Vernunft das richtige, mich dieses Haustiers so rasch als möglich zu entledigen. Gerade das aber kann ich nicht. Mir ist der Teufel ans Herz gewachsen, sein Blick, wenn er etwas gern hätte, röhrt mich, ich habe das Gefühl, er braucht mich und würde kläglich eingehen, wenn ich nicht mit meiner ganzen Kraft für ihn sorgen würde. Außerdem, wie müßte ich das machen? In die Tierhandlung getraue ich mich nicht mehr zurück, ihn in einem Sack ins Wasser werfen wäre mir unmöglich, und um ihm von einem Tierarzt eine Spritze geben zu lassen, dazu ist er mir zu wenig Tier, ich weiß auch nicht, was ein Tierarzt sagen würde, wenn ich mit einem Teufel in die Sprechstunde käme. Überhaupt wage ich es kaum, mich jemandem anzuvertrauen. Ich habe eine Zeitlang daran gedacht, einen Pfarrer zu fragen, aber dann habe ich mich zuerst in der theologischen Literatur umgesehen und festgestellt, daß man heute sogar in konservativen Kreisen darüber hinaus ist, an die Existenz eines leibhaftigen Teufels zu glauben, sondern sich das Böse auch irgendwie als geistig vorstellt, und diese Erkenntnis, die ich begrüßenswert finde, wollte ich nicht mit meinem Fall trüben.

Es kommt noch etwas dazu. Ich habe das Gefühl, daß die Vernichtung des Teufels für mich sehr schwere Folgen hätte. Dieses Gefühl kann ich weder erklären noch präzisieren, ich glaube einfach, daß mir Unheimliches zustoßen würde, und ich habe Angst davor. Lieber behalte ich den Teufel und lebe auf dieselbe Art mit ihm zusammen wie bisher.

Oder was soll ich sonst tun?

Teufel und Hölle

pfui Teufel
ein armer Teufel
der Teufel steckt im Detail
in der Not frisst der Teufel Fliegen
der Teufel ist los
das weiss der Teufel

jdn. reitet der Teufel
vom Teufel besessen sein

der Teufel soll dich holen
jdn. zum Teufel wünschen
in jdn. ist der Teufel gefahren
etw. fürchten wie der Teufel das Weihwasser

das geht dich den Teufel an
er schert sich den Teufel darum

den Teufel an die Wand malen
sich den Teufel auf den Hals laden
auf Teufel komm raus (schreien, fahren etc.)

ein Teufelskerl
ein Teufelsbraten
Teufelsgestank
ein Teufelskreis

zoologisch: *der javanische Teufel* = kurzgeschwänztes, fünffingriges Schuppentier; auch der Affe Mandrill wird wegen seines scheußlichen Aussehens oft *Teufel* genannt.

jdn. zur Hölle wünschen
die Hölle ist los
jdm. das Leben zur Hölle machen
jdm. die Hölle heiss machen

Höllenbraten
Höllenbrut
Höllenangst
Höllenbrand
Höllendurst
Höllenglut
Höllenhitze
Höllenlärm
Höllenpein
Höllenqual
Höllenschmerz
Höllenspass
Höllentempo
Höllenstrafe

höllischen Respekt haben
höllisch aufpassen
höllisch gespannt sein

Höllenstein (aus Silbermitrat bestehendes Ätzmittel, das zum Blutstillen und zur Verätzung von wucherndem Gewebe verwendet wird)

Hölle / Höllbank: Ofenbank; enger Raum zwischen dem heißen Ofen und der Wand: «der ander lag noch hinter dem Ofen in der hell und mocht vor faulkeit nit aufston» (Quelle aus dem 16. Jh.)